

1 Sozialwissenschaftliche Erkenntnisinteressen und Erkenntnismöglichkeiten: Eine Einführung (2009)

1 Vorbemerkung

Seit Beginn meiner Beschäftigung mit Sozialwissenschaft habe ich mich, nicht zuletzt als Hochschullehrerin, immer zugleich mit methodologischen und mit inhaltlichen Fragen befasst.¹ Die in diesem Band versammelten Aufsätze sind in den letzten zehn Jahren und überwiegend aus einem bestimmten Anlass, meist der Aufforderung zu einem Vortrag entstanden; eine Ausnahme stellt der letzte Aufsatz (Kapitel 9) dar, der als Ergebnis eines Forschungsaufenthalts in den USA im Jahr 2004 entstand. Die Verschiedenheit der Anlässe und des jeweiligen Publikums spiegelt sich manchmal deutlich in den Aufsätzen wider: So bestand das interdisziplinär zusammengesetzte Publikum der Vorträge über Forschungsmethoden (Kapitel 2) und über gesellschaftliche Ereignisse (Kapitel 7) vorwiegend aus Naturwissenschaftlern, während beim Referat über Emergenz (Kapitel 8) viele der Teilnehmer Philosophen waren.

Die verschiedenen Aufsätze des Bandes berühren unterschiedliche methodologische Fragen. Angesichts der überaus reichhaltigen deutsch- und englischsprachigen Literatur zur Wissenschaftstheorie und sozialwissenschaftlichen Methodologie drängt sich die Frage auf, welchen substanziellen Beitrag zu dieser Diskussion eine Aufsatzsammlung wie diese überhaupt leisten kann – zumal das allen Kapiteln dieses Buches zugrunde liegende Verständnis der Sozialwissenschaft als empirische Disziplin und der hier vertretene erkenntnistheoretische Relativismus weit verbreitet und in der wissenschaftstheoretischen Literatur behandelt worden sind. Der erkenntnistheoretische Relativismus, der sich vom klassischen Positivismus und Empirismus ebenso absetzt wie von einem radikalen erkenntnistheoretischen Konstruktivismus, geht davon aus, dass unabhängig vom jeweiligen Betrachter eine reale Welt existiert, die jedoch jeder Betrachter nur ausschnittsweise und in Abhängigkeit von seiner eigenen Beschaffenheit

¹ Mit methodologischen Fragen befasst sich schon Kapitel 1, »Über einige methodologische Voraussetzungen der empirischen Sozialforschung«, in Mayntz/Holm/Hübner (1969); vgl. auch die in Mayntz (1997) erneut abgedruckten Aufsätze von 1985, 1991 und 1995.

wahrnehmen kann. Als Menschen mögen wir im Unterschied zu Fledermäusen und Hunden zur Bildung und Verarbeitung von kognitiven Symbolen fähig sein, aber auch wir können die Welt, in der wir leben, weder als Ganzes noch so, »wie sie wirklich ist«, sehen. Der Beitrag dieses Bandes liegt in dem Versuch, das Bewusstsein forschender Sozialwissenschaftler für die Verflechtung zwischen ontologischen, erkenntnistheoretischen und methodologischen Voraussetzungen des Erwerbs sozialwissenschaftlichen Wissens zu schärfen.

In allen Aufsätzen dieses Bandes wird auf die eine oder andere Weise die gegenseitige Bedingtheit von Erkenntnisgegenstand, Erkenntnisinteressen und Erkenntnismöglichkeiten berührt; in diesem ersten Kapitel ist sie das zentrale Thema. Damit wird zugleich ein analytischer Rahmen aufgespannt, in dem die Beiträge der verschiedenen Aufsätze ihren Platz finden. Dabei wird auf die Argumente, die in den einzelnen Aufsätzen ausführlich entwickelt werden, teils nur kurz verwiesen, teils werden sie aber auch ausführlicher herangezogen und an einigen Punkten sogar weiter ausgebaut. Insofern ist dieses erste Kapitel mehr als eine bloße Zusammenfassung, als Zusammenfassung jedoch selektiv. Es geht hier darum, den prinzipiell wohl von allen Erfahrungswissenschaftlern anerkannten Zusammenhang zwischen der Formulierung sozialwissenschaftlicher Fragen, der Bestimmung unseres Erkenntnisgegenstandes und unseren Erkenntnismöglichkeiten zu vergegenwärtigen. Nach meiner Wahrnehmung werden die ontologischen und erkenntnistheoretischen Voraussetzungen sozialwissenschaftlichen Wissenserwerbs in der gängigen methodologischen Literatur nicht hinreichend thematisiert; sie werden nicht negiert, aber sie bleiben weitgehend implizit. Wer sich jedoch der Bedingtheit, der zwangsläufigen Selektivität und Begrenztheit unseres Wissens nicht bewusst ist, sie nicht in jeder Phase des Forschungsprozesses im Hinterkopf hat, läuft Gefahr, dass sein Denken sich der Wirklichkeit gegenüber, die er zu untersuchen vorgibt, so weit verselbstständigt, dass es zum selbstbezüglichen »Turnen in den Ästen semantischer Bäume« wird (Mayntz 1997: 22). Dieser Gefahr will dieser Band, und insbesondere dieses erste Kapitel, entgegenwirken. Dazu ist es nötig, den hier zugrunde gelegten Zusammenhang zwischen ontologischen, erkenntnistheoretischen und methodologischen Voraussetzungen der Wissensgewinnung zunächst kurz auszubuchstabieren – auf die Gefahr hin, lediglich allgemein Bekanntes zu wiederholen.²

Methodologie, die Lehre, wie zur Beantwortung von Fragen vorzugehen ist, die an einen bestimmten Erkenntnisgegenstand gerichtet werden, ist ontologisch und erkenntnistheoretisch fundiert: Wir können nur empirisch erforschen, was »der Fall ist«, um mit Wittgenstein zu sprechen, und was wir davon zu er-

² Insbesondere wird man viele Bezüge zu Max Webers methodologischen Überlegungen finden (vgl. Weber 1968a, 1968b).

kennen vermögen. Schon was uns als Tatsache gilt, setzt Interpretation voraus, wie nicht nur Habermas (1985: 595) betont hat. Die Fragen, die wir stellen, und die prinzipielle Möglichkeit, sie zu beantworten, hängen ihrerseits eng mit der Beschaffenheit unseres Gegenstandes zusammen. Der Erkenntnisgegenstand jeder Erfahrungswissenschaft, und so auch der empirischen Sozialwissenschaft³, ist jedoch nicht einfach gegeben; er wird durch das Erkenntnisinteresse an einem speziellen Wirklichkeitsausschnitt bestimmt. Es ist nicht ein quasi als Substanz verstandener, besonderer Gegenstand, sondern eine besondere Perspektive, die unsere Wissenschaft ausmacht. Soziologie, so Simmel (1958: 3), »enthält kein Objekt, das nicht schon in einer der bestehenden Wissenschaften behandelt würde«; es ist vielmehr »ein neuer Weg«, »eine neue Methode«, die sie ausmacht. Das wirft die Frage auf, was denn das Spezifische dieser Perspektive ist, die sie von den Perspektiven anderer Disziplinen unterscheidet.

In die von Klassikern wie Emile Durkheim, Georg Simmel und Max Weber versuchte, in der heutigen Sozialforschung aber meist hinter den speziellen Forschungsfragen verborgen bleibende Bestimmung des generellen sozialwissenschaftlichen Erkenntnisgegenstandes gehen ontologische Annahmen über die Existenz verschiedener Seinssphären und ihre gegenseitige Abgrenzung ein. In der europäischen Geistesgeschichte wird seit Aristoteles über die Beziehung zwischen Geist und Körper, Mensch und Natur⁴ gestritten. Wie Stichweh (1984: 14–39) zeigt, haben ontologische Differenzierungen über Jahrhunderte die Vorstellung von einer Hierarchie des Wissens geprägt, die sich institutionell in der Definition von Fakultäten und Disziplinen niedergeschlagen hat. Die heute gängige Unterscheidung von Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften liegt auch der Bildung von »Klassen« in einer Akademie zugrunde, während die »Sektionen« der Max-Planck-Gesellschaft aufseiten der Naturwissenschaften weiter differenzieren und dafür Geistes- und Sozialwissenschaften zusammenfassen. Beim immer wieder aufflammenden Streit um die Abgrenzung der Erkenntnisgegenstände verschiedener Disziplinen geht es nicht nur um folgenlose Definitionsfragen. Ob man den Menschen als Teil von Natur betrachtet, oder als der Natur von Gott gegenübergestellt und grundsätzlich von ihr verschieden, hat nicht nur praktische Konsequenzen für das menschliche Verhalten (vgl. Marx

3 Ich benutze den Singular, um hervorzuheben, was empirisch vorgehenden »Sozial«wissenschaften im weitesten Sinn gemeinsam ist, wozu dann auch Teile von Verwaltungswissenschaft, Wirtschaftswissenschaft, Rechtstatsachenforschung und Sozialanthropologie zu rechnen wären; konkret beziehe ich mich jedoch speziell auf Soziologie und Politikwissenschaft.

4 In der antiken Philosophie bedeutete »Natur« (*natura* beziehungsweise griechisch *physis*) die ohne menschliches Zutun entstandenen Bereiche der Wirklichkeit, wurde aber auch benutzt, um die Beschaffenheit oder Wesensart von Dingen zu bezeichnen; beide Wortbedeutungen sind heute noch geläufig.

2008), sondern wirkt sich auch auf die Formulierung von Forschungsfragen aus. Es ist der Blick auf andere Disziplinen, der uns für die ontologischen Besonderheiten des eigenen Erkenntnisgegenstandes sensibilisiert, wobei es zugleich um die Möglichkeiten und die Grenzen eines Transfers theoretischer Modelle geht.⁵ Die Beschaffenheit unseres Erkenntnisgegenstandes und unser Erkenntnisinteresse, die Fragen, die wir an ihn stellen, sind *wechselseitig* miteinander verknüpft: Unser vorgängiges Wissenwollen geht in die Abgrenzung des Erkenntnisgegenstandes ein, während dessen von uns wahrgenommene Beschaffenheit umgekehrt bestimmte Fragen nahelegt. Erkenntnisinteressen und Erkenntnismöglichkeiten sind ebenfalls miteinander verbunden. Unsere sowohl kognitiv wie technisch-manipulativ beschränkten Erkenntnismöglichkeiten setzen dem praktischen Erkenntnisinteresse Grenzen. Was wir erforschen können, was uns erkennend zugänglich ist, regt gleichzeitig zu Fragen an. Diese Tatsache ist im Hinblick auf die Surveyforschung oft kritisch bemerkt worden: Die empirische Sozialforschung wähle, so hieß es, ihre Themen nicht nach theoretischer oder praktischer Bedeutung aus, sondern nach der Möglichkeit, sie mit den gängigen quantitativen Methoden bearbeiten zu können. Gleichzeitig entscheiden jedoch übergeordnete Erkenntnisinteressen, was wir aus der Vielfalt prinzipiell beantwortbarer konkreter Fragen zur Untersuchung auswählen.

Die in diesem Buch entwickelten methodologischen Überlegungen gelten nach meinem Verständnis genauso für die Soziologie wie für die Politikwissenschaft – die beiden Disziplinen, mit denen ich mich gleichermaßen, und deshalb gleichermaßen nur teilweise identifiziere. Mein eigenes inhaltliches Erkenntnisinteresse, das weniger dem sozialen Handeln als sozialen Gebilden und Strukturen gegolten hat und noch gilt, hat allerdings auch die sich mir aufdrängenden methodologischen Fragen beeinflusst. Es ging und geht mir vordringlich um die Theoriefähigkeit makrosozialer Analysen (Mayntz 2002). Diese Selektivität meines eigenen Erkenntnisinteresses prägt die Aufsätze in diesem Band.

2 Fragen an die Wirklichkeit

Man könnte, linear denkend, damit anfangen, *warum* wir als Sozialwissenschaftler bestimmte Fragen stellen. Aber darüber lässt sich sinnvoll nur reden, wenn zuvor geklärt ist, welche Fragen sich denn angesichts der Eigenart des Erkenntnisgegenstandes und unseres Erkenntnisvermögens überhaupt stellen lassen. Die Fragen, die Sozialwissenschaftler an ihren Gegenstand stellen, unterschei-

⁵ Vgl. Kapitel 13 in Mayntz (1997).

den sich sowohl inhaltlich als auch formal. Inhaltlich kann es sehr allgemein um das Wesen von Politik und Gesellschaft, zentrale Bestimmungsfaktoren ihrer Beschaffenheit und Triebkräfte ihrer Entwicklung gehen, aber die meisten Sozialwissenschaftler beschäftigen sich mit Teilgebieten wie dem Vergleich von Regierungssystemen, dem Verhalten von Jugendlichen, Arbeitslosen oder Wählern, mit der Familie und verschiedenen Typen formaler Organisationen, der Entwicklung und den Folgen von Technik, den Formen des Kapitalismus, der Politikentwicklung und den internationalen Beziehungen. Dabei werden sowohl in allgemeinen Theorien wie in fast allen speziellen Forschungsgebieten Wirklichkeitsbereiche angesprochen, mit denen sich auch andere Disziplinen aus einer anderen Perspektive (das heißt auf der Grundlage einer anderen Gegenstandsbestimmung) befassen. Besonders problematisch ist die Abgrenzung von Soziologie und Politikwissenschaft von Psychologie, Rechtswissenschaft und Ökonomie. Gegenstandsbestimmungen sind immer das Ergebnis von Definitionsprozessen und daher historisch kontingent; im Konkurrenzkampf um Definitionsmacht streiten Disziplinen, die sich mit dem gleichen oder eng benachbarten Wirklichkeitsbereich befassen, immer wieder um die Erweiterung oder mindestens Erhaltung ihrer Grenzen. Darauf wird weiter unten zurückzukommen sein.

Formal unterscheiden sich die Fragen, die Sozialwissenschaftler stellen, nach der Art der angestrebten Aussagen: Die Fragen richten sich entweder auf die *Beschaffenheit* ausgesuchter sozialer Phänomene oder auf *Wirkungszusammenhänge*.⁶ Diese Unterscheidung findet sich zum Beispiel bei King, Keohane und Verba (1994) in der Gegenüberstellung von *descriptive inference* und *causal inference*,⁷ und sie hier zu betonen ist gerade deshalb wichtig, weil sie in der analytischen Wissenschaftstheorie kaum eine Rolle spielt.⁸ Die analytische Wissenschaftstheorie hat sich auf die Möglichkeiten der Prüfung von Hypothesen über Kausalzusammenhänge konzentriert,⁹ die für sie den eigentlichen Kern von »Wissenschaft« bilden. Verallgemeinernde Aussagen über Wirkungszusammenhänge gelten als theoretische Aussagen und als die Bausteine von Theorien. Die selektive Auf-

6 Wirkungszusammenhänge sind generell Kausalzusammenhänge; das gilt auch für genetische und funktionale Zusammenhänge (vgl. Nagel 1961: 23–26).

7 Diese Unterscheidung wird auch im *Oxford Handbook of Political Methodology* zugrunde gelegt (Box-Steffensmeier/Brady/Collier 2008).

8 In der analytischen Wissenschaftstheorie wird stattdessen zwischen (singulären und allgemeinen) Existenzaussagen und (kausalen) Allaussagen unterschieden; das gilt auch für deutsche Lehrbücher wie die von Giesen und Schmid (1976) oder Esser, Klenovits und Zehnpfennig (1977), in denen ebenfalls die Formulierung und Prüfung von Allaussagen oder theoretischen Verallgemeinerungen im Zentrum steht.

9 Das gilt selbst für das Lehrbuch von King, Keohane und Verba (1994), obwohl die Autoren die Wichtigkeit von *descriptive inference* ausdrücklich anerkennen.

merksamkeit für die Prüfung von Kausalhypothesen hängt zweifellos damit zusammen, dass die analytische Wissenschaftstheorie eines Hempel, Nagel oder Popper »Wissenschaft« sowohl von Metaphysik als auch von Geschichte als Geschichtsschreibung abzusetzen versuchte, weshalb ihnen auch die Physik als Vorbild, als Inkarnation von Wissenschaftlichkeit galt. Tatsächlich gehören jedoch theoretische (verallgemeinernde) Aussagen über Wirkungszusammenhänge zu einer späteren Phase im Forschungsprozess, der eine Phase der beschreibenden Erfassung, der Formulierung von Ist-Aussagen über die Beschaffenheit, die Eigenart des speziellen Erkenntnisobjekts vorangehen muss. Sorgfältige sozialwissenschaftliche Deskriptionen in Form analytischer Fallbeschreibungen und ihrer Verdichtung zu Typen sind nicht weniger wichtige Forschungsleistungen als die empirische Prüfung von Hypothesen; Beispiele solcher Leistungen sind die Beschreibung der Organisationsstruktur von transnationalen Korporationen oder von Al Qaida, die Beschreibung der als »Deutschland AG« bezeichneten institutionellen Konstellation oder die Typologien von Regierungssystemen, von Wohlfahrtsstaaten und von Formen des Kapitalismus. Tatsächlich ist ein großer Teil unseres sozialwissenschaftlichen Wissens in diesem Sinne deskriptiv. Das ständig nach Erklärungen suchende sozialwissenschaftliche Denken, das sich von der historischen Denkweise genauso unterscheidet wie von der juristischen, wird gerade durch Beschreibungen dazu angeregt, Fragen nach den Ursachen eines bestimmt gearteten sozialen Phänomens und, wie auch im Fall der »Deutschland AG«, nach seiner Stabilität oder seiner Veränderung zu stellen (vgl. Streeck/Höpner 2003).

Aussagen über die Beschaffenheit sozialer Phänomene setzen, wie bei allen erfahrungswissenschaftlichen Erkenntnisgegenständen, ihre Beobachtbarkeit voraus – Beobachtbarkeit im Sinn der – wie auch immer selektiven und technisch vermittelten – Erfahrbarkeit. Aussagen über Wirkungszusammenhänge, die über den Einzelfall hinausgehen, setzen nicht nur Kausalität schlechthin, sondern *niederholbare* Wirkungszusammenhänge, das heißt die Existenz von Regelmäßigkeit (»Gesetzmäßigkeit«) in der realen Welt, voraus. Die Annahme der Gleichförmigkeit der Natur (gleiche Ursache – gleiche Wirkung) ist die grundsätzliche ontologische Voraussetzung der Möglichkeit, verallgemeinernde theoretische Aussagen zu formulieren.¹⁰ Wie schon Hume betonte, ist die Gleichförmigkeit der Natur ein synthetisches Urteil, dessen Allgemeingültigkeit nicht beweisbar ist, weshalb man auch korrekter von einer allgemeinen *Kausalhypothese* spricht. Die allgemeinen ontologischen Voraussetzungen erfahrungswissenschaftlicher Aussagen – Beobachtbarkeit und Kausalität – sieht man für

10 Bei der Verwendung der Worte Theorie/theoretisch gehe ich vom deduktiv-empirischen Begriff von Theorie aus.

die Sozialwissenschaften durch die historische Bedingtheit sozialer Phänomene und durch die subjektive Bestimmtheit sozialen Handelns eingeschränkt. Dabei berührt die historische Bedingtheit sozialer Phänomene die Reichweite möglicher Verallgemeinerungen, während ihre subjektive Bestimmtheit sowohl die Beobachtbarkeit als auch die Möglichkeit berührt, Aussagen über »objektive« Zusammenhänge zu machen.

Der Gegensatz zwischen idiographischer, auf die Erfassung von Einzelphänomenen gerichteter, und nomothetischer, auf die Gewinnung allgemeiner Aussagen gerichteter wissenschaftlicher Arbeitsweise hat für die Identitätsfindung der Sozialwissenschaften lange Zeit eine große Rolle gespielt. Die Beschränkung der Sozialwissenschaften auf allgemeine (»nomothetische«) Aussagen über Wirkungszusammenhänge ist jedoch ebenso fragwürdig wie die Gleichsetzung von idiographisch beziehungsweise beschreibend mit »historisch«. Nicht nur Soziologie und Politikwissenschaft, auch Biologie und Physik machen Aussagen über die Beschaffenheit von Phänomenen (zum Beispiel von Genen oder Atomkernen), die als »wissenschaftliche« Aussagen anerkannt sind. Auf der anderen Seite interessiert sich auch die Geschichtswissenschaft für kausale Zusammenhänge, und Historiker arbeiten ausgesprochen oder unausgesprochen mit theoretischen Verallgemeinerungen, wenn sie einen historischen Einzelfall oder ein historisches Ereignis erklären (Welskopp 2002). So ist die Grenze zwischen zeithistorischen und politikwissenschaftlichen Analysen zum Beispiel der Weimarer Republik ausgesprochen unscharf. »Historisch« sind raumzeitlich bestimmte Phänomene, sei es ein bestimmtes Unternehmen wie Siemens, eine bestimmte Gesellschaft wie die heutige Bundesrepublik oder eine raumzeitlich definierte Klasse von Phänomenen (deutsche Krankenhäuser zur Zeit der Weimarer Republik, westliche Wohlfahrtsstaaten im 19. und 20. Jahrhundert). Historiker und Sozialwissenschaftler unterscheiden sich lediglich tendenziell in der Richtung ihres Erkenntnisinteresses, das im einen Fall mehr der ins Einzelne gehenden Erklärung und im anderen Fall mehr der Möglichkeit gilt, das Gefundene zu einer Typologie zu verdichten¹¹ oder seine Erklärung hypothetisch zu verallgemeinern. Der Grad, zu dem das gelingt, hängt dann von der konkreten historischen Beschaffenheit der Wirklichkeit (gibt es mehr als einen Wohlfahrtsstaat, mehr als eine Demokratie oder Revolution?) und zugleich vom Allgemeinheitsgrad der angezielten Aussagen ab (vgl. Abschnitt 4 weiter unten).

Was die zweite vermeintliche Beschränkung sozialwissenschaftlicher Theoriefähigkeit angeht, scheint es heute müßig, die Sozialwissenschaften wegen der Bedeutung mentaler Phänomene und speziell von subjektiver Sinngebung für die Genese und Beschaffenheit sozialer Phänomene weiter gegen die Zweifel

11 Zum Vorgehen bei der Bildung von Typen immer noch lesenswert ist Hempel (1952: 65–85).

von Behavioristen und Positivisten an ihrer Wissenschaftlichkeit zu verteidigen; Schütz (1954) gibt eine gute Zusammenfassung der gewöhnlich unter Bezug auf Max Webers verstehende Soziologie geführten Debatte.¹² Mentale Inhalte, die für soziales Handeln bestimmend sind, mögen nicht direkt beobachtbar sein; es wird jedoch nicht bezweifelt, dass man über psychische Phänomene allgemeine Aussagen machen kann – andernfalls gäbe es keine Psychologie. Meinungen und Wertungen lassen sich über Indikatoren wie zum Beispiel Antworten in Fragebögen ebenso messen wie Wahrnehmungs- und Reaktionsweisen durch die Experimente der kognitiven Psychologie. Die subjektiv mitbestimmte Natur des sozialwissenschaftlichen Erkenntnisgegenstandes fordert aber dazu heraus, der Bedeutung subjektiver Sinnggebung und subjektiven Sinnverstehens in unseren Erklärungen Rechnung zu tragen.

3 Begriffe

Die beschreibende Erfassung von Gegenständen, ihrer relevanten Merkmale und ihrer Bestandteile geschieht in Begriffen. Begriffsbildung ist die Voraussetzung für alle weiteren Schritte im Forschungsprozess und wird in der methodologischen Literatur auch so gesehen; das neue *Oxford Handbook of Political Methodology* (Box-Steffens/Brady/Collier 2008) widmet der Begriffsbildung einen eigenen Teil. Begriffsbildung ist ein interaktiver Prozess: Vor allem realdefinierte Begriffe werden in Reaktion auf empirische Beobachtungen und analytische Überlegungen verändert.¹³ Begriffliche Präzisierung kann ein wichtiges Ergebnis von Forschung sein, wie sich am Beispiel von Begriffen wie Policynetzwerk, organisierter Kriminalität oder Legitimität demonstrieren ließe.

Eine Besonderheit der Gegenstände, mit denen wir uns in der Makrosoziologie, der Institutionenforschung und großen Teilen der Politikwissenschaft beschäftigen, ist ihr Konstruktcharakter, der in Kapitel 2 dieses Bandes im Mittelpunkt steht. Soziale Gebilde wie Unternehmen, Herrschaftssysteme oder Märkte existieren, anders als viele zusammengesetzte kosmische, chemische und organische Gegenstände wie Planeten, Moleküle und Pflanzen, nicht als

12 Vgl. auch Habermas (1985, vor allem Abschnitt III aus Kapitel 4 sowie Kapitel 9: 203–305, 541–607) zur Problematik des Sinnverstehens in der empirisch-analytischen Sozialwissenschaft und ihren Folgen für die Möglichkeit, verallgemeinernde Aussagen über soziales Handeln zu machen.

13 Die von der analytischen Wissenschaftstheorie vorgenommene klare Unterscheidung zwischen Real- und Nominaldefinitionen und die faktische Höherbewertung Letzterer ist für eine Disziplin, die es mit historisch veränderlichen Gegenständen zu tun hat, von fragwürdigem Nutzen.

erkennbar von einer Umwelt abgegrenzte Einheiten und sind für uns weder direkt noch wie Planeten und Moleküle mit technischer Hilfe beobachtbar.¹⁴ Die Elemente komplexer sozialer Einheiten sind nicht ganze Menschen, sondern Handlungen, die und deren Zusammenhang miteinander wir aus der Vielfalt des Beobachtbaren herauslösen müssen. Nicht nur Max Weber hat vor der Reifikation von Begriffen wie »Staat« gewarnt; auch Hayek (1979: 93–110) hat betont, dass den Sozialwissenschaften, im Unterschied zu vielen Naturwissenschaften, die Direkterfahrung mit Ganzheiten fehle; was man direkt erfahre, seien Beziehungen zwischen Elementen. Dieser Einsicht wird jedoch in der gängigen methodologischen Literatur kaum Rechnung getragen.

Begriffe, die sich auf komplex zusammengesetzte soziale Phänomene beziehen, sind kognitive Konstrukte, aber sie sind dennoch keine bloßen Erdichtungen, *figments of the mind*. Die sozialdemokratische Partei Deutschlands, die Firma IBM oder die soziale Schichtung Dänemarks sind *reale* Konstruktionen, hervorgebracht von und bestehend aus dem Handeln zahlreicher Menschen. Sie sind jedoch nur indirekt, über beobachtbare Tatbestände erfassbar, die als Indikatoren für ihr Da-Sein und So-Sein fungieren. Dieses Verhältnis von Wirklichkeit und Begriff wird auch im Konzept des »epistemischen Objekts« (Rheinberger 2006) oder des »Schemas« (Lenk 1995) ausgedrückt. Epistemische Objekte sind im Erkenntnisprozess gebildete, nicht »gegebene«, sondern kognitiv konstruierte Erkenntnisgegenstände. Schemata, mit einem bestimmten Wort verbundene kognitive Modelle, sind die Linse, durch die wir die Welt sehen. Unsere Wahrnehmung muss nicht »falsch« sein, weil wir die Welt durch eine Linse sehen. Die kognitiv konstruierte Beziehung zwischen der Wirklichkeit, über die zu sprechen wir meinen, und den Begriffen, in denen wir das tun, wird jedoch leicht vergessen. Es mag eine alltagspraktische Notwendigkeit sein, dass wir die Linse vergessen, durch die wir die Welt wahrnehmen, und was wir sehen für die objektive Gestalt der Wirklichkeit halten. Auch der Sozialwissenschaftler muss mit Begriffen von komplexen sozialen Gebilden, Strukturen und Prozessen arbeiten, ohne ständig die darin enthaltenen kognitiven Selektionen zu reflektieren. Aber ohne das grundsätzliche Bewusstsein des konstruierten Charakters unserer Begriffe von komplexen Phänomenen kann die von der abstrahierenden Begriffsbildung erzeugte Distanz zwischen Begriff und Referenzobjekt so groß werden, dass wir über Märkte, Politiknetzwerke oder den Staat sprechen, als ob es Substanzen wären; hiervor hat Max Weber gewarnt – ohne deshalb auf die Bildung abstrakter Begriffe wie Anstalt, Verband und Staat zu verzichten.

14 Die wichtige Rolle, die die Verfügbarkeit technischer Hilfsmittel bei der beobachtenden Erfassung von Erkenntnisobjekten spielt, wird ausführlich in Kapitel 2 behandelt.

Begriffliche Verallgemeinerung findet theoretisch nach dem Muster *genus proximum – differentia specifica*, das heißt durch die Zusammenfassung verschiedener Arten in einer Gattung, statt (zum Beispiel die Zusammenfassung der Märkte für verschiedene Güter und Dienstleistungen unter dem Begriff Markt). Mit dem Allgemeinheitsgrad einer analytischen Kategorie wächst die Notwendigkeit, für die Beantwortung spezifischer Forschungsfragen Unterkategorien zu definieren. Die vergleichende Forschung operiert typisch mit den Unterkategorien eines Allgemeinbegriffs. Gerade in den Sozialwissenschaften und ganz speziell in der vergleichenden Politikwissenschaft werden dabei die in einer allgemeinen Kategorie wie »kapitalistisches Wirtschaftssystem« zusammengefassten historischen Einzelfälle zunächst oft nicht durch ein analytisches Merkmal, sondern durch raumzeitliche Koordinaten voneinander unterschieden (zum Beispiel angelsächsischer, skandinavischer und kontinentaleuropäischer Kapitalismus beziehungsweise Wohlfahrtsstaat). Die Identifikation von empirischen Unterscheidungsmerkmalen ist dann das Ergebnis der Forschung.

Die Definitionsregel *genus proximum – differentia specifica* und die übliche Einteilung in Individualbegriffe und Allgemeinbegriffe basieren auf einem mit den Grundregeln der aristotelischen Logik in die analytische Wissenschaftstheorie hineingetragenen Substanz- und Identitätsdenken, gegen das sich schon Cassirer (1923) gewandt hat. Die Kernsätze der klassischen Logik (Satz der Identität, Satz des Widerspruchs und Satz des ausgeschlossenen Dritten) unterstellen, dass jeder Einzelfall immer nur einer Klasse angehört und dass säuberliche Grenzen zwischen Phänomenen bestehen, die begrifflich verschiedenen Klassen angehören. Eine Methodologie wie die Max Webers, die mit Typen statt Klassen arbeitet und in Termini der Annäherung an einen Typus denkt, wird der Eigenart zumal der sozialen Wirklichkeit besser gerecht.¹⁵ Die Bildung von Allgemeinbegriffen durch Abstraktion im Sinne des *Fortlassens* von besonderen Merkmalen, die den Einzelfall kennzeichnen, führt, worauf auch Cassirer hingewiesen hat, zu inhaltsleeren Begriffen. Cassirer argumentiert zwar hauptsächlich mit Begriffen aus der Mathematik, dennoch gilt sein Argument auch für sozialwissenschaftliche Allgemeinbegriffe.

Der echte Begriff läßt die Eigentümlichkeiten und Besonderheiten der Inhalte, die er unter sich faßt, nicht achtlos beiseite, sondern er sucht das Auftreten und den Zusammenhang eben dieser Besonderheiten als notwendig zu erweisen. Was er gibt, ist eine universelle Regel für die Verknüpfung des Besonderen selbst. (Cassirer 1923: 25)

15 Weber sprach von »der Unmöglichkeit, in der historischen Wirklichkeit scharfe Grenzen zu ziehen,« und meinte, Begriffe, die sich auf historisch geprägte Phänomene beziehen, ließen sich nicht nach dem Schema *genus proximum – differentia specifica* definieren, sondern müssten aus einzelnen, der historischen Wirklichkeit zu entnehmenden Bestandteilen »komponiert« werden (Weber 1968b: 68–69).

So schließt denn auch ein sozialwissenschaftlicher Begriff des Kapitalismus oder des Wohlfahrtsstaats Merkmale ein, die zwischen verschiedenen Erscheinungsformen des Kapitalismus beziehungsweise des Wohlfahrtsstaats zu unterscheiden erlauben.

Der Zusammenhang zwischen der Erweiterung von Begriffen und begrifflicher Differenzierung sowie die Allgegenwart fließender Grenzen zwischen Klassen von Phänomenen, die durch Abstraktion gebildet werden, lässt sich gut am Beispiel von transnationalen Gemeinschaften zeigen (Mayntz 2009). Der Begriff Gemeinschaft verbindet sich in der sozialwissenschaftlichen Ideengeschichte mit der Vorstellung der sozial integrierten Dorfgemeinschaft; abstrakter – und allgemeiner – definiert wurde er auf Primärgruppen angewandt, die auf räumlicher Nähe und auf Verwandtschaft gründen. Der noch allgemeiner definierte Begriff von Gemeinschaft bezieht dann eine Reihe weiterer Merkmale ein, die Grundlage kollektiver Identität und eines Wir-Bewusstseins sein können und für das Verhalten der Mitglieder relevant sind, unter anderem die Zugehörigkeit zur gleichen wissenschaftlichen Disziplin, dem gleichen Beruf oder Expertenkreis. Da die Definitionsmerkmale des allgemeinen Begriffs empirisch mehr oder weniger erfüllt sein können (ab wann kann man zum Beispiel vom Vorliegen einer »kollektiven Identität« sprechen?) ist es oft schwierig, eine »Gemeinschaft« empirisch von einer bloßen statistischen Kategorie abzugrenzen. Die Grenze zwischen Gemeinschaft und sozialer Kategorie, aber auch zwischen Gemeinschaft und sozialer Bewegung, Gemeinschaft und kollektivem Akteur ist unscharf. Empirisch kann auch die Grenze zwischen Gemeinschaften, die auf verschiedenen Gemeinsamkeiten beruhen, unscharf sein; das gilt etwa für die Grenze zwischen wissenschaftlichen Gemeinschaften, epistemischen Gemeinschaften und *policy communities*. Begriffe ziehen künstliche Grenzen, wo fließende Übergänge bestehen, aber begriffliche Unterscheidungen sind unerlässlich, wenn man spezifische Fragen nach Ursachen, Folgen und Zusammenhängen formulieren will.

Was hier am Beispiel des Gemeinschaftsbegriffs illustriert wurde, lässt sich gut auf andere sozialwissenschaftliche Kernbegriffe übertragen, so auch auf den zurzeit ins Zentrum sozialwissenschaftlicher Aufmerksamkeit gerückten Begriff des Markts. Eine sehr allgemeine Definition von Markt wirft auch nur – relativ allgemeine – Fragen nach der sozialen, kulturellen und politischen Prägung von Märkten auf. Erst wenn man die Black Box des allgemeinen Begriffs öffnet und zwischen verschiedenen Arten von Märkten – Märkte für Gebrauchsgüter, Investitionsgüter und Dienstleistungen, Finanzmärkte und Produktmärkte, legale und illegale Märkte – unterscheidet, kann man spezifischere Fragen stellen. Diese Fragen können sich auf Prozesse und Wechselwirkungen innerhalb dieses besonderen sozialen Teilsystems, aber auch auf seine Außenwirkungen bezie-

hen. So wie die Rolle, die transnationale Gemeinschaften im Kontext von Global Governance spielen, mit ihrer Organisationsform zusammenhängt, hängen gesamtgesellschaftliche Effekte der Wirtschaft von ihrer Binnenstruktur ab. Wie fruchtbar die Verwendung sehr allgemeiner Begriffe sein kann beziehungsweise wann eine begriffliche Differenzierung angebracht ist, hängt von der Allgemeinheit oder Spezifität der Fragen ab, die wir stellen.

4 Theoretische Aussagen

Für die Formulierung von sozialwissenschaftlichen Forschungsfragen, die auf Verallgemeinerungen über Wirkungszusammenhänge zielen, sind, über die allgemeine Kausalitätshypothese hinaus, ontologische Annahmen über die Natur sozialer Phänomene von Bedeutung. Dass die Aussagen, die über einen Erkenntnisgegenstand möglich sind, von seiner ontologischen Beschaffenheit abhängt, und dass dies auch für eine erfahrungswissenschaftliche Sozialwissenschaft gilt, hat unter anderem auch Hall (2003) betont. Aber was sind die ontologischen Annahmen, die wir, ausdrücklich oder nicht, über unseren Gegenstand machen? Sie betreffen zum einen den Charakter sozialer Elemente und zum anderen den Charakter der aus ihnen zusammengesetzten sozialen Phänomene.

Annahmen über die Natur des Menschen und sein Handeln betreffen die Elemente, das »Material« aller sozialen Phänomene. Sie werden in den Kapiteln 3 und 4 dieses Bandes angesprochen. Die ontologischen Annahmen der Sozialwissenschaften über die Natur der »Elemente«, das heißt des Menschen, sind sehr generell. Die Kernannahmen beziehen sich auf die Plastizität des Phänotyps und die prinzipielle Lernfähigkeit des Menschen; sie besagen, dass der (sozial) Handelnde mit seinen Präferenzen im Prozess primärer und sekundärer Sozialisation kulturell geprägt wird, dass er in seinem Handeln kulturell vorgegebene Muster reproduziert und auf die mit und in seiner Umwelt gemachten Erfahrungen – auch lernend – reagiert. In Kapitel 3 wird dargelegt, dass Genetik und Neurobiologie, die sich aus einer anderen Perspektive mit dem Menschen beschäftigen, zwar die Grenze seiner kulturellen und sozialen Formbarkeit bestimmen, die für die Sozialwissenschaften grundlegenden Annahmen aber nicht infrage stellen. Im Einzelnen gibt es jedoch innerhalb der Sozialwissenschaften unterschiedliche Annahmen über die grundsätzliche Handlungsorientierung des Menschen, die in Kapitel 4 unter dem besonderen Aspekt seiner Rationalität erörtert werden. Max Webers Annahmen über die Formen sinnhaften sozialen Handelns sind andere als die von Boudon und Elster, die sich ihrerseits vom Handlungsmodell der Rational Choice unterscheiden. Der Homo sociologicus

ist ebenso wie der Homo oeconomicus, der Homo faber und der Homo ludens ein selektives Konstrukt, ein stilisiertes Modell des real existierenden Menschen, bei dem biologische und psychologische Merkmale ausgeblendet werden, obwohl sie für die Erklärung konkreten Verhaltens durchaus relevant sind. Hinter verschiedenen handlungstheoretischen Modellen stehen Annahmen über die Bedeutung verschiedener Triebkräfte des Handelns, eine Streitfrage, die im letzten Abschnitt dieses Kapitels aufgegriffen wird. Das jeweils unterstellte Menschenbild lenkt nicht nur die wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf verschiedene Tatbestände, sondern bietet auch unterschiedliche Erklärungen von beobachtetem Verhalten an. Die Realitätsnähe des auf die *Art* der menschlichen Handlungsorientierung bezogenen Modells wird damit zur Voraussetzung seiner Erklärungskraft; aus idealisierten Handlungsmodellen, die von wesentlichen Triebkräften abstrahieren, lassen sich lediglich Schlussfolgerungen nach dem Muster »what if«, aber keine Erklärungen realer Vorgänge ableiten.

Eine Handlungstheorie ist für die Mikrosoziologie, bei der es um die Erklärung beobachtbarer Verhaltensregelmäßigkeiten bestimmter Kategorien von Menschen in bestimmten Situationen geht, grundlegender als für die Makrosoziologie und die größten Teile der Politikwissenschaft. In empirischen Studien komplexer Phänomene und Zusammenhänge wird meist nur *ad hoc* auf plausible Verhaltensannahmen zurückgegriffen. Wenn es etwa um den Zusammenhang zwischen Systemmerkmalen wie Bevölkerungswachstum, Tertiarisierung und Wirtschaftswachstum, um Institutionenwandel oder funktionelle Komplementarität geht, wird kaum explizit auf handlungstheoretische Annahmen zurückgegriffen. Dabei wird zwar nicht geleugnet, dass handelnde Individuen als Scharnier in der Kausalkette fungieren, aber dieser Teil der Kausalkette bleibt unbelichtet. Analysen komplexer Makroprozesse, in denen strategisch handelnde korporative Akteure eine zentrale Rolle spielen, rekurrieren nur selten auf eine beim Individuum ansetzende Handlungstheorie, sondern arbeiten mit der Annahme von Standardinteressen. Da jedoch auch die jeweils handlungsbestimmenden Interessen korporativer Akteure situationsabhängig und historisch kontingent sind, kann mit der ungeprüften Annahme einer bestimmten Handlungsorientierung der Erklärungszweck verfehlt werden.

Sozialwissenschaftliche Aussagen über Wirkungszusammenhänge basieren, außer auf Annahmen über die Beschaffenheit der Elemente, auf Annahmen über Merkmale des sozialen Ganzen. Dabei lenken verschiedene Merkmale die Aufmerksamkeit auf unterschiedliche Arten von Zusammenhängen, was zu unterschiedlichen Arten von Aussagen führt. Besonderheiten des sozialwissenschaftlichen Erkenntnisgegenstandes, von denen die Möglichkeit zur Formulierung bestimmter Arten theoretischer Verallgemeinerungen abhängt, kommen unter den Stichworten Historizität, Multikausalität, Prozessualität und strukturelle

Komplexität in Kapitel 5 kurz zur Sprache und werden zum Teil in den Kapiteln 6 bis 8 ausführlicher behandelt.¹⁶ In der Forschung finden sich zwar theoretische Aussagen, die mit diesen verschiedenen Merkmalen des Erkenntnisgegenstandes zusammenhängen, sie werden aber kaum systematisch unterschieden, weshalb hier relativ ausführlich darauf eingegangen wird. Die Vergegenwärtigung der verschiedenen Arten von Aussagen, die wir machen können, lässt die spezifische Selektivität konkreter Forschungsinteressen bewusst werden.

Sowohl menschliche Handlungsorientierungen (Verhaltensdispositionen) wie die Formen der Vergesellschaftung (Struktur und Bestandteile sozialer Systeme) sind kulturellem und sozialem Wandel unterworfen und heißen »historisch«, das heißt, sie entwickeln und verändern sich im Lauf der Geschichte. Das schränkt nicht nur die Reichweite möglicher Verallgemeinerungen ein, sondern lenkt das Erkenntnisinteresse auf bestimmte Arten inhaltlicher Aussagen. Hierzu gehören ganz allgemein Aussagen über sozialen Wandel, über die Veränderung sozialer Phänomene im Zeitablauf. Aussagen, die das Entstehen eines Phänomens retrospektiv erklären, werden auch genetische genannt.¹⁷ Es sind Aussagen, wie sie im historischen Institutionalismus getroffen werden, Aussagen über die auf Veränderung drängenden und die bewahrenden (stabilisierenden) Kräfte, über endogene und exogene Wandlungsursachen, über den Zusammenhang kulturellen und sozialstrukturellen Wandels und über verschiedene Formen der Veränderung (Streeck/Thelen 2005). Besonderes Interesse haben seit einiger Zeit genetische Zusammenhänge gefunden, die unter der Bezeichnung »Pfadabhängigkeit« zusammengefasst werden. Dabei geht es generell um Aussagen über

16 Wieweit diese ontologischen Merkmale auch für andere Bereiche der Wirklichkeit gelten, wird hier nicht erörtert. Ausgespart bleibt auch ein weiteres Merkmal, das nicht nur für die Welt des Sozialen gilt, nämlich die möglicherweise inhärent dialektische Natur der Wirklichkeit. Bendix und Berger (1959) meinen, die auch Sozialwissenschaftlern eigene Tendenz, in Gegensatzpaaren zu denken, entspreche der dualistischen Natur der Welt und der Kräfte, die sie prägen; es sei daher eine gute Faustregel, bei qualitativen Einzelbegriffen nach dem versteckten Gegensatz zu suchen, denn ein Paar von Gegenbegriffen lenke die Aufmerksamkeit nicht nur auf das, was ein Phänomen positiv auszeichnet, sondern auch auf das, was ihm fehlt und damit ebenfalls zu seinen charakteristischen Merkmalen gehört. Zumindest in den Sozialwissenschaften sollten begriffliche Gegensatzpaare jedoch nicht substantiell, sondern als Extrempole einer Dimension verstanden werden. Als Begriffe mögen Gegensätze sich ausschließen, aber reale soziale Phänomene lassen sich selten nur einer Kategorie zuordnen. Synchron betrachtet haben wir es meist mit Mischformen und diachron betrachtet mit Prozessen des Bilanzierens und Austarierens gegenläufiger Tendenzen und mit oszillierenden Prozessen zu tun.

17 »Historical inquiries frequently undertake to explain why it is that a given subject of study has certain characteristics, by describing how the subject has evolved out of some earlier one. Such explanations are commonly called »genetic«, and they have been given for animate as well as for inanimate things, for traits of an individual as well as for characteristics of a group« (Nagel 1961: 25).

die Wirkung von in der Vergangenheit liegenden Zuständen oder Faktoren, zum Beispiel früher einmal beschlossenen Gesetzen, eingelebten Praktiken oder Ereignissen, auf die weitere Entwicklung bis zur Gegenwart. Diese Wirkung kann restriktiv sein, sie kann (wie bei der Technikentwicklung) einen Korridor möglicher späterer Zustände bestimmen oder sie kann bis in die Gegenwart hinein Verhaltensdispositionen prägen. Pfadabhängigkeit kann aber auch heißen, dass die Reihenfolge bestimmter Schritte, zum Beispiel in einem Reformprozess, sich auf das Ergebnis auswirkt.

Unabhängig davon, ob es um diachrone oder um synchrone Zusammenhänge geht – ein wesentliches Merkmal (wahrscheinlich nicht nur) der sozialen Welt ist die Tatsache, dass es selten deterministische, das heißt notwendige und zugleich hinreichende Kausalzusammenhänge sind (A führt allein und notwendig immer zu B, und nur zu B, und B folgt immer nur aus A). In der Regel sind kausale Abhängigkeiten von Multikausalität geprägt, das heißt, die als Explananda fungierenden Phänomene sind gewöhnlich das Ergebnis einer ganzen Reihe von Faktoren. Jeder wiederholt auftretende Zusammenhang zwischen einer Wirkung und *einer* Ursache gilt nur *ceteris paribus*. In der analytischen Wissenschaftstheorie wird das zwar grundsätzlich anerkannt, man hat sich aber nicht um die Auflösung der *Ceteris-paribus*-Klausel und die systematische Unterscheidung verschiedener Kausalstrukturen bemüht. Genau hier liegt jedoch bei empirischen Analysen gewöhnlich eine zentrale Herausforderung.

Berücksichtigt man, dass in einem Wirkungszusammenhang jeder einzelne Faktor notwendig (aber nicht ausreichend) oder ausreichend (aber nicht notwendig) sein kann, dass das Auftreten dieser Faktoren wieder von anderen (vielleicht lediglich ausreichenden) Faktoren abhängen kann, und dass es schließlich nicht nur Unterschiede in der Stärke einzelner (als Variable vorstellbare) Faktoren gibt, sondern auch Interaktionseffekte zwischen ihnen, dann ergibt sich eine bald unübersehbare Vielfalt möglicher Kausalstrukturen. Einfach ist noch die Konstellation, in der ein Faktor X zwar notwendig, aber nicht ausreichend ist, um die Wirkung zu erzeugen, sodass Y erst resultiert, wenn einer oder mehrere weitere Faktoren zusätzlich ($X \& (A \& B \& C) \rightarrow Y$) oder alternativ ($X \& (A \vee B \vee C) \rightarrow Y$) gegeben sind.¹⁸ Ohne das Phänomen Multikausalität explizit anzusprechen, erörtern Mahoney (2008) und Mahoney, Kimball und Koivu (2009) im Anschluss an Mackie außer hinreichenden (aber nicht notwendigen), und notwendigen (aber nicht hinreichenden) Ursachen unter den Akronymen INUS und SUIN zwei weitere Ursachenkonstellationen. Die INUS genannte Ursache ist der eben genannte, in Korrelationsanalysen typische Fall des Zusammenkommens einer notwendigen, aber nicht hinreichenden Ursache mit weiteren,

¹⁸ Das &-Zeichen steht hier für »und«, \vee (vel) für »oder«.

je für sich nicht notwendigen, aber zusammen mit X hinreichenden Ursachen. Bei der SUIN genannten Konstellation können zwei notwendige, aber je für sich nicht hinreichende Faktoren zusammen die Wirkung erzeugen, wobei einer dieser Faktoren die Folge von zwei verschiedenen, hinreichenden, aber nicht notwendigen Ursachen ist (formal ausgedrückt: $X \& Z (A \vee B) \rightarrow Y$); das von Mahoney zur Illustration benutzte Beispiel bezieht sich auf den Zusammenhang zwischen einer (aus einem von zwei verschiedenen Gründen) politisch unterlegenen Aristokratie und einer starken Mittelklasse als Ursachen einer Entwicklung zur Demokratie (Mahoney 2008: 419). Damit sind die möglichen kausalen Konstellationen aber nicht erschöpft; Multikausalität kann zum Beispiel auch bedeuten, dass mehrere nicht notwendige, aber je für sich ausreichende Faktoren, beziehungsweise mehrere alternative Faktorenbündel Y bewirken können: $(A \vee B \vee C) \rightarrow Y$ oder $(A \& B) \vee (C \& D) \vee (E \& F \& G) \rightarrow Y$. Diese Form der Multikausalität ist unter der Bezeichnung Äquifunktionalität diskutiert worden. In der empirischen Forschung geht es in der Regel darum, eine bestimmte Kausalstruktur zu identifizieren, nicht jedoch darum, sie analytisch in einer Typologie unterschiedlicher Verursachungsmuster zu verorten. Die Folge ist, dass keine theoretische Diskussion über die relative Bedeutsamkeit verschiedener Formen der Multikausalität stattfindet, womit auch die Frage nicht gestellt werden kann, ob sich die Inzidenz verschiedener Kausalitätsstrukturen etwa mit dem historischen Wandel von »Gesellschaft« verändert.

Die Tatsache der Multikausalität wird in qualitativen Fallstudien ebenso wie in quantitativen Korrelationsanalysen anerkannt. In qualitativen Analysen werden die Kausalstrukturen in der Regel nur diskursiv erfasst. Dabei wäre es in vielen Fällen nützlich, die formale Struktur der angenommenen und empirisch plausibilisierten Kausalzusammenhänge herauszuarbeiten, um auf mögliche Zusatzfaktoren, Interaktionseffekte und alternative Erklärungen aufmerksam zu werden. In der quantitativen Forschung, die mit größeren Populationen arbeitet, erlauben fortgeschrittene statistische Methoden, den Beitrag einzelner Faktoren zur Erklärung der Gesamtvarianz zu errechnen und auch komplexe Faktorenkonstellationen in Grenzen zu reproduzieren. Mahoney, Kimball und Koivu (2009) zeigen außerdem, dass es möglich ist, die relative Bedeutung verschiedener Faktoren in derartigen Konstellationen zu unterscheiden.

Multikausalität ist einer der Gründe für die höchst eingeschränkte Prognosefähigkeit der Sozialwissenschaften. Da korrekte Vorhersagen als entscheidender Test für die Gültigkeit theoretischer Annahmen gelten, wird den Sozialwissenschaften aufgrund ihrer eingeschränkten Prognosefähigkeit manchmal die wissenschaftliche Reife abgesprochen, ein Vorwurf, der die unvermeidliche Selektivität aller wissenschaftlichen Erkenntnis schlicht ignoriert. Der erste, entscheidende Grund für die mangelnde Prognosefähigkeit der Sozialwissenschaft-

ten liegt in der Tatsache, dass nur ein Teil dessen, was »der Fall ist«, überhaupt in ihr Gesichtsfeld gerät. Was tatsächlich geschieht, ist jedoch von zahlreichen Faktoren – biografischen, klimatischen, genetischen, physiologischen usw. – mitbestimmt, die der Sozialwissenschaftler unvermeidlich ausblenden muss. Es kommt hinzu, dass infolge der Selektivität eines nicht auf möglichst detaillierte Beschreibung gerichteten sozialwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses auch zahlreiche soziale Faktoren, die bei Multikausalität für das Eintreten, aber auch für die Blockierung einer Wirkung entscheidend sein können, in der Black Box der *Ceteris-paribus*-Klausel verschwinden. Auch andere Besonderheiten des sozialwissenschaftliche Erkenntnisgegenstandes tragen dazu bei, dass historische Ereignisse uns immer wieder überraschen (Mayntz 1997: Kapitel 14), so die Nichtlinearität und Rekursivität vieler sozialer Prozesse. Nichtlineare und rekursive, sich selbst verstärkende oder inhibierende Prozesse folgen zwar einer abstrakt formulierbaren Logik, im konkreten Fall hängt der Verlauf solcher Prozesse aber von zu vielen Umständen ab, um praktisch vorhersehbar zu sein. Wenn es noch eine Bestätigung dafür brauchte, dann hat die offen zugegebene Unfähigkeit der versammelten sozialwissenschaftlichen und ökonomischen Intelligenz, den Verlauf der sich schon 2007 abzeichnenden und 2008 akut gewordenen Finanz- und Wirtschaftskrise vorherzusehen, sie geliefert. Die eingeschränkte Prognosefähigkeit bedeutet jedoch nicht, dass wir im Bereich historisch geprägter Makrophänomene keine verallgemeinernden Aussagen machen können.

Panta rhei – alles fließt. Das gilt auch für die Welt des Sozialen: Selbst was sich in einer Zeitspanne nicht verändert, bleibt aufgrund beständig ablaufender Prozesse stabil. Historizität impliziert schon logisch Prozessualität, aber auch synchron betrachtete Kausalzusammenhänge haben prozessualen Charakter. Soziale »Strukturen« sind wie fotografische Schnappschüsse von etwas Bewegtem: Man hält etwas betrachtend still, um charakteristische Merkmale zu beschreiben. Der prozessuale Charakter alles Sozialen hat vom Beginn der empirischen Sozialforschung an ein berühmt-berüchtigtes Problem aufgeworfen, nämlich wie sich Wirkungszusammenhänge, die ihrer Natur nach prozessualen Charakter haben, besser erfassen und darstellen lassen, quantitativ oder qualitativ. Quantitative Verfahren, die mit großen Fallzahlen (Populationen vergleichbarer Elemente) operieren, erlauben in den weitgehend nichtexperimentellen Sozialwissenschaften statistische Experimente; sie können aber Kausalzusammenhänge nur hypothetisch konstatieren und solange nicht plausibel erklären, wie die ihnen zugrunde liegenden Prozesse nicht nachvollziehbar sind. Das hat zu massiver Kritik und der Entwicklung alternativer (qualitativer) Verfahren geführt, die Kausalzusammenhänge nicht lediglich, wie statistische Verfahren, behaupten, sondern in ihrem Zustandekommen schrittweise zu erklären versuchen. Das Vorgehen bei der kausalen Rekonstruktion, dem schrittweisen erklärenden Nachzeichnen von

Vorgängen, die von einem Ausgangspunkt zu einem bestimmten Ergebnis führen, wird in Kapitel 5 in diesem Band angesprochen (vgl. ausführlicher Mayntz 2002: 14–37). Das von Hall (2003, 2008) beschriebene Verfahren der »systematic process analysis« oder die von Mahoney (2008) bei der Analyse komplexer Kausalstrukturen in historischen Fallstudien benutzte »sequence elaboration« folgen dem gleichen Prinzip. Auch wenn eine Korrelation keine kausale Erklärung ist, ist es jedoch falsch, zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren einen Gegensatz zu konstruieren. King, Keohane und Verba (1994) haben gezeigt, wie Standards statistischer Verfahren sich auch auf die mit geringen Fallzahlen operierende vergleichende politikwissenschaftliche Forschung anwenden lassen; Brady und Collier (2004) bemühen sich, die relativen Vorzüge der beiden Vorgehensweisen in Abhängigkeit von dem jeweiligen Untersuchungsgegenstand und damit vom jeweiligen Erkenntnisinteresse herauszuarbeiten. Quantitative und qualitative Verfahren können kombiniert werden und ergänzen sich, wenn beobachtete statistische Zusammenhänge dazu anregen, die ihnen zugrunde liegenden Prozesse mittels kausaler Rekonstruktion zu erklären.

Auch für Untersuchungen mit kleiner Fallzahl gibt es multivariate Verfahren. Der Vorzug qualitativer Prozessanalysen liegt in solchen Fällen in ihrer größeren Tiefenschärfe, die es erlaubt, Kausalzusammenhänge zu identifizieren und sogar, zumindest in Hypothesenform, zu verallgemeinern. Aussagen über verallgemeinerungsfähige, schrittweise ablaufende Prozesse, die das Zustandekommen sozialer Makrophänomene, ihre Merkmale und ihren Wandel erklären, werden häufig Mechanismen genannt; diesem Thema widmet sich Kapitel 6 in diesem Band. Soziale Mechanismen werden dort als wiederkehrende Prozesse definiert, die bestimmte Anfangsbedingungen mit bestimmten Ergebnissen oder Wirkungen verknüpfen. Die Verknüpfung geschieht durch Akte oder Zustandsveränderungen sozialer Entitäten, hat eine der Kausalstrukturen, von denen oben die Rede war, und kann linear oder nichtlinear sein. Mechanismen wirken im Zeitablauf, aber erklären auch statisch betrachtete (synchrone) Kausalzusammenhänge. Die ontologische Voraussetzung »mechanismischer« Verallgemeinerungen sind, wenngleich begrenzte und auf bestimmte Faktoren(kombinationen) und Wirkungen beschränkte Regelmäßigkeiten. Mechanismen lassen sich auf verschiedenen Ebenen der Abstraktion formulieren. Je weiter man von den Besonderheiten abstrahiert, die die Anfangsbedingungen und die zu erklärende Wirkung in spezifischen Einzelfällen kennzeichnen, umso allgemeiner lässt sich ein Mechanismus formulieren. So gibt es nur relativ wenige Fälle von pfadabhängigen technischen Innovationsprozessen, wie es die Durchsetzung einer (nicht unbedingt optimalen) Schreibmaschinentastatur einer war, aber eine große Zahl von sozialen Prozessen, die – wie dieser Fall – durch positive Rückkopplung gekennzeichnet sind. So könnte man auch fragen, auf welche anderen sozialen

Prozesse sich zum Beispiel die am Fall des Lottospielens herausgearbeiteten Mechanismen anwenden und damit verallgemeinern ließen (Beckert/Lutter 2007).

5 Prozesse und Modelle des Sozialen

Alle im vorigen Abschnitt durch ihren Bezug auf verschiedene formale Merkmale des sozialen Ganzen unterschiedenen Arten von Aussagen implizieren seine prozessuale Natur. Richtet man jetzt den Blick auf die spezifische interaktive Dynamik, die *Art* der Prozesse, die beim Entstehen sozialer Makrophänomene wirksam werden, sind weitere Unterscheidungen möglich. Wie in Kapitel 7 ausgeführt, sind die meisten der uns erklärungsbedürftig erscheinenden Makrophänomene das Ergebnis des Zusammenwirkens verschiedener Prozesse – von Prozessen der Selbstorganisation (im naturwissenschaftlichen Sinn der Erzeugung von Aggregateffekten durch das interdependente, aber nicht koordinierte Verhalten einer Vielzahl von Elementen), der gegenseitigen Anpassung, des strategischen Handelns und der absichtsvollen Intervention (Steuerung) verschiedener Akteure.¹⁹ Die Art dieses Zusammenspiels und welche Prozesse unter welchen Umständen dominant werden, lässt sich in manchen Studien im Rahmen des historischen Institutionalismus nachzeichnen, wird aber selten grundsätzlich diskutiert.

Einen gewissen Einfluss darauf, welchen Prozessen das Erkenntnisinteresse vordringlich gilt, übt das Bild aus, das man sich von der Struktur des sozialen Ganzen macht. Zwar haben wir es hier nicht mit grundsätzlichen ontologischen Annahmen über die Natur des Sozialen, aber doch mit Annahmen über seine charakteristische Struktur zu tun. In grober Vereinfachung lassen sich zwei Bilder von der Struktur des sozialen Ganzen unterscheiden, bei denen es sich faktisch um ontologische Verallgemeinerungen zweier historischer Gesellschaftsformen handelt: Im »Schichtungsmodell« erscheint die Welt des Sozialen als stufenartig aufgebaut und die entscheidenden Prozesse spielen sich zwischen den Ebenen ab, im »Systemmodell« erscheint sie als intern funktional differenziert und eher horizontal als vertikal koordiniert. Die beiden Sichtweisen schließen einander nicht aus und werden in der Forschung oft kombiniert, lenken das Erkenntnisinteresse aber auf verschiedene Zusammenhänge und werfen verschiedene theoretische Fragen auf. Im ersten Fall beziehen diese Fragen sich auf die so-

¹⁹ Die hier unterschiedenen Prozessarten hängen erkennbar mit den verschiedenen Formen sozialer Handlungskoordination zusammen; vgl. Scharpf (1997).

nannte Mikro-Makro-Relation, im zweiten Fall auf Fragen systemischer Interdependenz, wie sie auch in der Komplexitätstheorie behandelt werden.

In der explizit methodologischen Diskussion steht die Mikro-Makro-Relation beziehungsweise die Erklärung von Makrophänomenen durch kausale Reduktion im Vordergrund (Esser 1993; Greve/Schnabel/Schützeichel 2008). Die Unterscheidung von Mikro-, Meso- und Makroebene ist eine analytische; sie behauptet nicht einen *substanziellen* Unterschied zwischen den Phänomenen auf den verschiedenen Ebenen,²⁰ ist aber gleichwohl von Bedeutung, weil sie die Frage der Emergenz beziehungsweise der kausalen Reduktion von Makrophänomenen auf das Verhalten der Elemente auf der Meso- und Mikroebene und speziell auf individuelles Handeln aufwirft. Die philosophische Problematik der kausalen Reduktion wird in Kapitel 8 dargestellt. Im Kontext der Diskussion um die Mikro-Makro-Relation haben vor allem Prozesse der Selbstorganisation die Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Die Dynamik von Prozessen der Selbstorganisation lässt sich, ebenso wie das Ergebnis strategischer Interaktion in verschiedenen Konstellationen (»Spielen«), theoretisch leichter modellieren als systemische Interdependenzen, die in den verschiedenen Varianten der soziologischen Systemtheorie im Vordergrund stehen. Verschiedene Systemkomponenten oder Prozesse sind kausal miteinander verflochten, aber sowohl der Grad wie die Art dieser Verflechtung variiert. Die Differenzierung von Gesellschaften in verschiedene Funktionssysteme oder Institutionenkomplexe wirft die Frage nach Beziehungen wechselseitiger Abhängigkeit und Beeinflussung auf, wie sie unter anderem in Untersuchungen zu den Varieties of Capitalism und nationalen Innovationssystemen zur Sprache kommen. Verschiedene Systemkomponenten können parametrisch miteinander verknüpft sein, das heißt, sie verändern lediglich wechselseitig wichtige Randbedingungen füreinander; sie können aber auch interaktiv verflochten sein. Hier stellt sich zum einen die Frage nach den Nahtstellen (Interfaces), den Grenzbeziehungen zwischen verschiedenen Teilsystemen – zum Beispiel zwischen Firmen als Elementen der produzierenden Wirtschaft und den nichtökonomischen Institutionen, die die Rahmenbedingungen für ihr Operieren schaffen, aber auch zwischen legalen und illegalen Handlungssystemen wie terroristischen Organi-

20 Die Vorstellung von substanziell verschiedenen »Seinsebenen« spielt in der philosophischen Diskussion um Emergenz eine zentrale Rolle. Heute sieht man die ontologisch definierten Ebenen, mit denen die philosophische Diskussion über Emergenz arbeitet – das Anorganische, das Organische (einschließlich des Sozialen) und das Mentale – zunehmend als eng miteinander verwoben an. Wie in Kapitel 3 argumentiert wird, gibt es nach einer heute verbreiteten Auffassung keinen *ontologischen* Bruch zwischen den Prozessen, die die Hirnforschung, die Biologie (Genetik und Epigenetik) untersucht, und den Prozessen, die Psychologen und Sozialwissenschaftler untersuchen.

sationen oder schwarzen Märkten. Zum anderen stellt sich die Frage nach der Systemkohärenz, nach Grad²¹ und Grundlage des Zusammenhangs zwischen verschiedenen Systemteilen (vgl. hierzu auch Mayntz 2006). Man kann den Zusammenhang mit Luhmann als wechselseitige Irritation reflexiv geschlossener Teilsysteme sehen, mit der Kontingenztheorie der Organisation als durch Anpassungsdruck erzeugte Kongruenz (»Fit«), oder, wie in Teilen der Literatur zu den Varieties of Capitalism, als durch funktionelle Komplementarität zwischen verschiedenen Institutionen gestiftet. Die hier angedeuteten Fragen, die zu den derzeit größten theoretischen Herausforderungen gehören, werden aufgeworfen, wenn man Gesellschaften aus der Perspektive systemischer Interdependenz, und nicht aus der Perspektive von Mikro-Makro-Beziehungen betrachtet.²²

6 Erkenntnisinteresse: Woher kommen die Fragen?

Erkenntnisinteressen bestimmen, was wir aus der Vielzahl prinzipiell beantwortbarer Fragen auswählen. Nicht alle formulierbaren Fragen sind gleich wichtig. Für Max Weber wurde das kulturwissenschaftliche Erkenntnisinteresse von der »Kulturbedeutung« geleitet, die mögliche Erkenntnisgegenstände in einem bestimmten historischen Kontext besitzen.²³ Die Kriterien relativer Bedeutsamkeit variieren mit dem Erkenntniszweck. Gewöhnlich wird grob zwischen theoretischen, normativen und praktischen Erkenntnisinteressen unterschieden; auf die Sozialwissenschaften angewandt entspricht das einem Interesse am Erklären, am Aufklären (Kritisieren) und am Verändern (Emanzipation). In Kapitel 9

21 Grad oder Intensität des Zusammenhangs ist zwar eine Variable, doch macht die gegenwärtige ökonomische Krise am Beispiel der Beziehung zwischen Finanzmärkten und Produktmärkten auf die Möglichkeit der *Kombination* von Entkoppelung und Abhängigkeit zwischen Teilsystemen aufmerksam.

22 Es gibt zwei verschiedene Weisen der Darstellung und Analyse systemischer Interdependenz. Während in der einen Perspektive Systeme aus konkreten sozialen Elementen und ihren Handlungen bestehen und Relations- und Interaktionsstrukturen im Vordergrund stehen, wird in der anderen Perspektive, die in Kapitel 8 unter dem Stichwort Emergenz in komplexen Systemen behandelt wird, mit abstrahierten Variablen operiert, die Systemmerkmale darstellen. Diese Sichtweise ist in der Wirtschaftswissenschaft, speziell der Ökonometrie verbreiteter als in den Sozialwissenschaften, findet sich aber zum Beispiel in Form verschiedener Weltmodelle auch dort. Auch hier geht es nicht um unterschiedliche ontologische Annahmen, sondern um unterschiedliche analytische Perspektiven.

23 Der Begriff der »Kulturbedeutung« spielt insbesondere in dem berühmten Aufsatz über »Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis« eine zentrale Rolle (Weber 1968a: 146–214); dabei schließt »Kultur« auch wirtschaftliche und gesellschaftliche Tatbestände ein.

dieses Bandes kommen verschiedene Faktoren zur Sprache, die *theoretische* Erkenntnisinteressen prägen: der durch die Disziplin definierte kognitive Rahmen, Veränderungen in der beobachteten Wirklichkeit und der spezifische historische Kontext, in dem der einzelne Wissenschaftler steht.

Wie vor allem von und unter Bezugnahme auf Kuhn (1967) erörtert wurde, bilden aktuelle disziplinspezifische Paradigmen den Rahmen für die kognitiv bestimmte wissenschaftliche Entwicklung. Existente Paradigmen werden entweder schrittweise elaboriert, indem Lücken gefüllt und Widersprüche beseitigt werden,²⁴ oder sie werden von außen kritisch infrage gestellt und unter Umständen von einem neuen Paradigma abgelöst. Beides, Elaborieren und Infragestellen, betreiben Wissenschaftler nicht immer nur im Interesse der wissenschaftlichen »Wahrheit«, sondern auch oder gar primär, um theoretische Definitionsmacht, Ressourcen und persönliche Reputation zu gewinnen. Zumal wenn es nur um die Verteidigung eines Paradigmas geht, endet die von derartigen praktischen Interessen angetriebene kognitive Dynamik leicht in steriler Selbstreferentialität; die lockere Beziehung sozialwissenschaftlicher Begriffe zu ihren Referenzobjekten erleichtert eine solche Verselbstständigung.

Sowohl die Weiterentwicklung wie die Infragestellung einer geltenden Theorie wird – gleichzeitig mit oder alternativ zu der internen kognitiven Dynamik – durch äußere Ereignisse beziehungsweise unerwartet eintretende Veränderungen im Untersuchungsbereich vorangetrieben. Erscheint die Erklärungskraft einer bislang geltenden Theorie unzureichend, kann das nicht nur zu ihrer Modifikation, sondern auch zu ihrer Ablösung führen; die Wissenschaftsgeschichte ist voll mit möglichen Beispielen. Sozialwissenschaftler haben von Anfang an auf historische Situationen reagiert, die sie zur Erklärung ihres Zustandekommens, ihrer Besonderheiten und Folgen herausforderten. Das galt für die deutsche Politikwissenschaft in der nach 1945 etablierten westdeutschen Demokratie, es galt für Soziologie und Politikwissenschaft nach dem Zusammenbruch der ehemals sozialistischen Staaten und gilt heute für deren Transformation, und es wird vermutlich wieder für die gegenwärtige Finanz- und Wirtschaftskrise gelten. Dass schließlich auch die eigene »soziale Lage« des Sozialwissenschaftlers sein theoretisches Erkenntnisinteresse und die spezielle Selektivität seiner Perspektive auf den Untersuchungsgegenstand beeinflussen, ist in der Geschichte der Sozialwissenschaften vielfach belegt, ob es sich dabei um individuelle Statusunsicherheit, Grenzerfahrungen wie Emigration und Exil (Söllner 2008) oder, wie in Kapitel 9 dargelegt, um den nationalen oder regionalen Kontext handelt, aus dessen Blickwinkel jemand Weltpolitik erlebt.

24 Diese interne kognitive Dynamik lässt sich gut am Beispiel der Steuerungstheorie illustrieren; vgl. Mayntz (2009: Kapitel 1).

Zwischen theoretischen, aufklärerischen und praktischen Erkenntnisinteressen besteht keine klare Trennung. Jede Wissenschaft ist »Aufklärung«, wenn sie irrtümliche Meinungen korrigiert; auch Kepler, Galilei und Darwin waren Aufklärer. Selbst wenn politische Steuerung aus einem als rein theoretisch empfundenen Interesse untersucht wird, ist die Darlegung der empirischen Voraussetzungen von erfolgreicher Steuerung und der Gründe für ihr Scheitern praxisrelevant – ob jemand sich das Wissen zunutze macht oder nicht. Zu der Zeit, als die Soziologie sich von der Sozialphilosophie zu trennen begann, scheuten die Väter unserer Disziplin sich nicht, normativ zu argumentieren. Saint Simon hat offen Gesellschaftskritik geübt und ein normatives Konzept der herrschaftsfreien, nur noch verwalteten industriellen Gesellschaft entworfen. Auch Comtes positive Gesellschaft, die friedliche Wirtschaftsgesellschaft der frühen englischen Soziologen und Spencers Sozialdarwinismus waren auf ihre Weise normativ. Als Kind der Aufklärung wollte die Soziologie zwar zeigen, wie die soziale Welt tatsächlich beschaffen ist, aber dieses Wissen war kein Selbstzweck, sondern enthüllte die Wirklichkeit in kritischer Absicht und wollte damit auch die Rechtfertigungsideologien zerstören, die moralisch fragwürdige soziale Verhältnisse stützten. Das galt auch für Marx und später für die Frankfurter Schule.

Selbst der nur von theoretischer Wissensbegierde getriebene und um größtmögliche Objektivität bemühte Sozialwissenschaftler kann sich jedoch in seinen Analysen kaum jeglicher Normativität enthalten. Der Bezug auf (historisch relative) Wertideen verleiht unseren Erkenntnisgegenständen nicht nur Bedeutung und lenkt damit die Themenwahl, sondern er färbt auch unsere Aussagen wertend ein. Schon die Alltagssprache, in der wir unsere Fragen stellen und Antworten geben, ist, anders als die Sprache der Mathematik, nicht wertungsfrei. Es gibt nur relativ wenige sozialwissenschaftliche Kernbegriffe ohne jegliche wertende Akzentuierung. Wer bezweifelt, dass Gemeinschaft, Partizipation, Solidarität und Modernisierung »gut«, Anomie, Oligarchie in demokratisch verfassten Organisationen und Kriminalität »schlecht« sind? Sogar die quantitativ ermittelten Quoten von Aufwärtsmobilität in der Generationenfolge sind kein wertungsneutrales Ergebnis. Allerdings gibt es Unterschiede in der Offensichtlichkeit der Wertung; »Sozialschichtung« zum Beispiel ist weniger wertend als »Ungleichheitsstruktur«, obwohl die empirische Referenz dieselbe ist. Auch die wertende Akzentuierung von Begriffen ist, wie die mit ihnen verbundenen Erkenntnisinteressen, standortabhängig, sie variiert zwischen Disziplinen und ist historischem Wandel unterworfen.

Wenn man die Tatsache der Wertbezogenheit sozialwissenschaftlicher Themenwahl und Begriffe akzeptiert, stellt sich die Frage, ob die Gültigkeit von Aussagen dadurch beeinträchtigt wird. In den Naturwissenschaften wird unterstellt, dass man gültige – sachlich zutreffende – Aussagen über eindeutig positiv

oder negativ bewertete Phänomene machen kann. Aussagen über die Ursache von AIDS werden in ihrer Gültigkeit nicht dadurch beeinträchtigt, dass es ein negativ bewertetes Phänomen ist. Aber selbst wenn sozialwissenschaftliche Aussagen auch dann sachlich zutreffend sind, wenn die Themenwahl Wertungen impliziert, kann die Selektivität in der Wahl und begrifflichen Fassung eines Untersuchungsgegenstandes dazu führen, dass Wirklichkeit verzeichnet wird. Das hat man in letzter Zeit unter anderem dem Begriff und der Forschung über Netzwerke und über Governance vorgeworfen. Jede Art der Selektivität von Erkenntnisinteresse vernachlässigt – und leugnet damit unausgesprochen – die Existenz dessen, was im Schatten bleibt; das gilt nicht zuletzt für das überaus geringe sozialwissenschaftliche Interesse für illegale Phänomene, ob das Handlungen, Organisationen oder Märkte sind.

7 Streitfragen

In diesem letzten Abschnitt des Kapitels sollen zwei Streitfragen angesprochen werden, die in den Aufsätzen des Bandes zwar berührt werden, aber nicht zentral sind. Bei der einen Streitfrage geht es um die wesentlichen Triebkräfte sozialen Handelns – Interessen, Werte oder Kognitionen, bei der anderen um die Frage, ob Strukturen oder Handeln (Agency) das soziale Geschehen bestimmen. Dabei soll hier nicht für oder gegen eine der gegensätzlichen Auffassungen argumentiert werden; es geht vielmehr darum zu zeigen, dass nicht nur bei der Begriffsbildung und der Formulierung von Fragen, sondern auch bei diesen aktuellen Streitfragen unterschiedliche Annahmen über die grundsätzliche Beschaffenheit der sozialen Wirklichkeit eine zentrale Rolle spielen. Die im Wortsinne »welt-anschauliche« Verankerung der gegensätzlichen Positionen verleiht den Auseinandersetzungen leicht eine an Religionskriege erinnernde Heftigkeit und eine Tendenz zur dogmatischen Vertretung der eigenen Auffassung.

Der Streit um die Triebkräfte sozialen Handelns wird in zwei nur locker verbundenen Auseinandersetzungen ausgetragen: zum einen in der Debatte um den Gegensatz zwischen Interessen (Zweckrationalität, instrumentellem Verhalten) und Werten beziehungsweise Normen (Wertrationalität, angemessenem Verhalten), zum anderen in der Debatte um die verhaltensbestimmende Bedeutung von Interpretationen (Weltbildern, Situationsdefinitionen).

Bei der Debatte um die verhaltensprägende Bedeutung von Interessen oder Werten und Normen kristallisiert sich der Gegensatz in der Gegenüberstellung von Homo oeconomicus und Homo sociologicus und wird zu einem Streit über die grundlegende Natur des Menschen. Bei den verwandten Debatten

um Ökonomie versus Politik, Markt versus Staat sowie Liberalismus (im Sinne eines ökonomisch akzentuierten Individualismus) versus Republikanismus beziehungsweise Kommunitarismus²⁵ geht es nicht um Triebkräfte individuellen Handelns, sondern um den Primat verschiedener Ordnungsprinzipien. Dabei werden Markt, Ökonomie und Liberalismus mit der Verfolgung von Eigeninteressen oder, in Parsons' Terminologie, mit *self-orientation* identifiziert, während Staat, Politik und Republikanismus als Träger des gemeinsamen Interesses der *res publica* und mithin auf *collectivity orientation*²⁶ gegründet erscheinen.

Der Primat der dritten wesentlichen Triebkraft sozialen Handelns, der subjektiven Wahrnehmung und Interpretation von Situationen, wurde in der Mikrosoziologie vom symbolischen Interaktionismus und wird in der Wissenschaftssoziologie ebenso wie in den Internationalen Beziehungen vom Ansatz des Konstruktivismus behauptet. Konstruktivistische (oder interpretative) Ansätze setzen sich explizit besonders von Rational-Choice-Konzepten ab, stehen jedoch auch in Gegensatz zum Konzept normativ bestimmten Verhaltens. Interpretationen (von Situationen), so wird angenommen, finden zwar im Lichte von Interessen und normativen Überzeugungen statt, sind jedoch die unmittelbar handlungsbestimmenden Faktoren. Mit dieser Weltsicht ist auch die große Bedeutung verbunden, die Faktoren wie Erwartungssicherheit und Vertrauen zugeschrieben wird, was heute nicht zuletzt die soziologische Analyse ökonomischer Vorgänge prägt.

Die Auseinandersetzung um den Primat der verschiedenen Triebkräfte beziehungsweise Ordnungsprinzipien wird grundsätzlich und nicht als empirisch zu beantwortende Frage geführt. In empirischer Sicht käme es darauf an, die Umstände zu identifizieren, unter denen die eine oder die andere Bestimmung des Handelns Vorrang hat; in der empirischen Entscheidungsforschung gibt es dazu bereits Hinweise. Die grundsätzliche Natur der Debatte um den Gegensatz von Interessen/Ökonomie/Markt/Liberalismus auf der einen und Werten oder Normen/Politik/Staat/Republikanismus auf der anderen Seite hängt mit unterschiedlichen Wertungen zusammen, die mit diesen Konzepten verbunden sind und die sich zwischen Wirtschafts- und Sozialwissenschaften charakteristisch unterscheiden. Während Politik und Staat bei Sozialwissenschaftlern (und speziell Politikwissenschaftlern) eher positiv akzentuierte Begriffe sind, sehen Wirtschaftswissenschaftler sie tendenziell negativ als Marktkräfte einschränkend.

25 Diese Debatte wurde und wird vor allem in den USA geführt, wobei die auch für politische Parteien stehenden Bezeichnungen im Lauf der Zeit ihre Bedeutung fast umgekehrt haben, sodass heute die *Republicans* den ökonomischen Liberalismus vertreten, während die *Democrats* als politische *Liberals* wohlfahrtsstaatliche Ziele verfolgen.

26 Die Unterscheidung findet sich in Parsons' Handlungstheorie; vgl. Parsons (1951: 60).

Während bei den Ökonomen der Markt Ordnung stiftet, sind es in der Soziologie und speziell bei Parsons kulturelle Werte und internalisierte Normen, die angesichts der disruptiven Folgen utilitaristischen Verhaltens soziale Ordnung schaffen. Die unterschiedlichen Wertungen finden sich auch beim Gegensatz zwischen Liberalismus und Republikanismus beziehungsweise Kommunitarismus. Eine negative Wertung eigeninteressierten Verhaltens prägt schließlich auch die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Konzept von Rational Choice, bei der es vordergründig um seine Realitätsnähe geht. Je deutlicher die mit einer bestimmten Weltsicht verbundene Wertung ist, umso mehr gewinnt die Auseinandersetzung aufklärerische und normative Züge.

Die unterschiedlichen Wertungen verleihen auch dem Wettstreit um die Definitionsmacht der verschiedenen Disziplinen besondere Intensität. Die Sozialwissenschaften sehen sich dabei zum Abwehrkampf sowohl gegen einen praktischen wie gegen einen theoretischen ökonomischen Imperialismus genötigt. Im Eröffnungsvortrag des Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Soziologie auf dem 34. Soziologiekongress 2008 kam das kürzlich wieder klar zum Ausdruck (Soeffner 2009). Die mit den gegensätzlichen Positionen verbundenen Wertungen sind jedoch nicht immun gegen historischen Wandel. Früher wurde zum Beispiel auch die Meinung vertreten, Interessen würden zerstörerische Leidenschaften disziplinieren, weshalb sie als eine positiv bewertete Triebkraft galten (Hirschman 1977). Zurzeit scheinen die Begriffe »Markt« und »(Neo)Liberalismus« in der öffentlichen Diskussion einer Umwertung unterworfen zu sein. Das weist darauf hin, dass die – wechselnde – Bewertung unterschiedlicher Ordnungsprinzipien mit konkret erfahrenen Folgen ihres Wirkens zusammenhängt.

Wie bei der Debatte um primäre Triebkräfte des Handelns beziehungsweise soziale Ordnungsprinzipien geht es auch bei der zweiten hier anzusprechenden Streitfrage, dem Primat von Struktur oder Agency in der Bestimmung des sozialen Geschehens, um unterschiedliche Annahmen über den fundamentalen Charakter des Sozialen. Auch diese Debatte wird besonders in der Soziologie sehr grundsätzlich geführt, obwohl unterschiedliche Wertungen in diesem Fall kaum eine Rolle spielen. Der Primat von Agency wird von der radikal reduktionistischen Variante des methodologischen Individualismus behauptet, der soziale Phänomene auf individuelles Handeln zurückführt und sich damit von strukturalistischen Erklärungen absetzt;²⁷ vor allem in Kapitel 6 und 8 wird darauf ausführlicher eingegangen. Der Gegensatz spiegelt sich aber auch in der Organisationssoziologie im Streit zwischen der Kontingenztheorie und Vertre-

27 Die Bedeutung von »Agency« kann mit der zugrunde gelegten Handlungstheorie variieren: Bei Betonung menschlicher Kreativität ergibt sich ein stärker voluntaristisches Konzept als bei der Betonung der handlungsbestimmenden Kraft der Situation.

tern von Strategic Choice, oder in den International Relations in der Auseinandersetzung um die Bestimmung der weltpolitischen Lage durch die objektive Machtverteilung zwischen Staaten oder durch das von Werthaltungen und selbst gesetzten Zielen bestimmte Handeln von Regierungen. Während in diesen Fällen »Struktur« etwas ganz Bestimmtes meint, leidet jede grundsätzliche Debatte über Agency und Struktur unter der Vieldeutigkeit des Strukturbegriffs und seiner zum Prozesscharakter der Wirklichkeit in Widerspruch stehenden Betonung von Merkmalen wie »festgefügt« und »beständig«. Konkret können Institutionen (in Form sanktionsbewehrter, zumal rechtlicher Normen), Verteilungsstrukturen (Verteilung der Verfügung über Ressourcen einschließlich technischer Mittel zwischen den Akteuren in einem sozialen Ganzen) und Interaktions- oder Beziehungsstrukturen unter den Begriff fallen.

Es gibt verschiedene Ansätze zur Überwindung des Gegensatzes zwischen Agency und Struktur. Außer in der Strukturationstheorie von Giddens, die die wechselseitige Bedingtheit von Struktur und Agency betont und Handeln als fortlaufend bestimmt sieht durch das, was dem Handelnden als Struktur gegenübertritt und von ihm zugleich fortlaufend reproduziert oder verändert wird, sind Handeln und Struktur auch in der berühmten »Badewanne« des Coleman'schen Makro-Mikro-Makro-Modells miteinander verbunden. Was in diesem Modell als Sequenz von Prozessen erscheint, beinhaltet zwei verschiedenartige Formen des Zusammenwirkens von individuellem Handeln und Strukturelementen, nämlich einmal in der Bestimmung individuellen Handelns und zum anderen in der Genese von Makrophänomenen. Aus *handlungstheoretischer* Perspektive, wie sie im Übrigen auch dem akteurzentrierten Institutionalismus zugrunde liegt, bilden Elemente von »Struktur« die Handlungssituation beziehungsweise den Kontext, der die praktisch gegebenen Handlungsmöglichkeiten für einzelne Akteure festlegt und (positive und negative) Anreize setzt, auf die sie, gelenkt von ihren Präferenzen und Wahrnehmungen, handelnd reagieren. Ein von Gier, hoher Risikobereitschaft oder Empathie angetriebenes Handeln fällt ganz unterschiedlich aus, je nachdem, welche Handlungsmöglichkeiten einem gegebenen Akteur oder einer bestimmten Gruppe von Akteuren zur Verfügung stehen. In einer *gesellschafts- oder makrotheoretischen* Perspektive geht es nicht um den Einfluss von Struktur auf Handeln (und umgekehrt), sondern darum, wie aus dem Handeln vieler verschiedener Akteure im Kontext einer bestimmten Struktur Makrophänomene wie eine Regimetransformation, die Veränderung einer Verteilungsstruktur oder eine globale Finanz- und Wirtschaftskrise entstehen. Dabei wirken grundsätzlich die gleichen Arten von Strukturelementen, nur dass sie jetzt nicht als Kontext für individuelles Handeln betrachtet werden, sondern als Elemente der Systemstruktur, die systemische Prozesse bestimmen. So geht es jetzt um sanktionsbewährte Normen (Gesetze), die nicht nur für individuelles

Handeln relevant sind, sondern Prozesse steuern wollen – wie ein Wahlgesetz, das Individuen ein Wahlrecht zuteilt oder verweigert, aber zugleich die Transformation der in einer Wahl abgegebenen Stimmen in die Sitzverteilung im neuen Parlament und die Bildung einer neuen Regierung bestimmt. Oder es geht um sozioökonomische Verteilungsstrukturen, in denen Individuen nicht nur eine bestimmte »Lage« haben, um den von Max Weber geschätzten Begriff zu benutzen, sondern von denen auch gesellschaftliche Konfliktlinien abhängen.

Eine Einkommensverteilung oder ein Wahlgesetz sind sehr einfache Strukturelemente; fragt man dagegen nach den Strukturen, die *gemeinsam* dazu geführt haben, dass aus ganz bestimmten, auf die jeweils gegebenen individuellen Handlungssituationen reagierenden Handlungsweisen von Bankern, Bankangestellten, Anlegern und Konsumenten eine weltweite Finanzkrise und aus dieser wieder eine Wirtschaftskrise entsteht, dann ist man mit schwer überschaubaren, komplexen Interdependenzen zwischen den Wirkungen einer Vielfalt von Strukturelementen konfrontiert. Zu diesen Elementen gehören unter anderem das Vorhandensein von formalen Organisationen mit bestimmten Aufgabenprofilen, Vergütungsregeln für Manager und Angestellte in solchen Organisationen, Gesetze, die bestimmte Transaktionen unter Strafe stellen und andere erlauben, die in diesem Rahmen erfolgten und informationstechnisch unterstützten Transaktionsinnovationen sowie die Existenz einer breiten Schicht potenzieller Anleger. In solchen komplexen Strukturen können Selbstorganisationsprozesse nach dem Muster von *self-fulfilling prophecies* ablaufen, das strategische Handeln korporativer Akteure kann in einer Blockade enden und politische Steuerungsversuche können bei gegebener problemerzeugender Struktur ins Leere laufen. Die Sozialwissenschaften versuchen selten, die komplexen Interdependenzen der in solchen Makrostrukturen ablaufenden Prozesse zu rekonstruieren; Ansätze dazu finden sich etwa in der Analyse funktioneller Abhängigkeiten zwischen den Institutionen in den Varieties of Capitalism.

Je mehr Faktoren und Zusammenhänge eine Analyse im Interesse der Erklärung eines Systemmerkmals wie Wachstum oder eines Ereignisses wie einer Wirtschaftskrise einbezieht, umso deutlicher stößt sie an zwischen Disziplinen gezogene Wissensgrenzen, die es übrigens nicht nur zwischen Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, sondern auch zwischen diesen und verschiedenen Natur- und Technikwissenschaften gibt. Die Tatsache solcher Wissensgrenzen verweist eindringlich auf die unvermeidliche Beschränktheit disziplinärer Erkenntnismöglichkeiten. Damit wird am Ende noch einmal das Anliegen dieses Kapitels unterstrichen: Sozialwissenschaftler für die Annahmen zu sensibilisieren, die der sozialwissenschaftlichen Forschung und Theoriebildung zugrunde liegen, und sie skeptisch gegenüber den scheinbaren Selbstverständlichkeiten unseres Denkens bleiben zu lassen.

Literatur

- Beckert, Jens/Mark Lutter, 2007: Wer spielt, hat schon verloren? Zur Erklärung des Nachfrageverhaltens auf dem Lottomarkt. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 59(2), 240–270.
- Bendix, Reinhard/Bennett Berger, 1959: Images of Society and Problems of Concept Formation in Sociology. In: Llewellyn Gross (Hg.), *Symposium on Sociological Theory*. Evanston: Row Peterson.
- Box-Steffensmeier, Janet M./Henry E. Brady/David Collier (Hg.), 2008: *The Oxford Handbook of Political Methodology*. Oxford: Oxford University Press.
- Brady, Henry E./David Collier (Hg.), 2004: *Rethinking Social Inquiry. Diverse Tools, Shared Standards*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- Cassirer, Ernst, 1923: *Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundlagen der Erkenntniskritik*. 2. Auflage. Berlin: Verlag Bruno Cassirer.
- Esser, Hartmut, 1993: *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Esser, Hartmut/Klaus Klenovits/Helmut Zehnpfennig, 1977: *Wissenschaftstheorie*. 2 Bde. Stuttgart: Teubner Studienskripten.
- Giesen, Bernhard/Michael Schmid, 1976: *Basale Soziologie. Wissenschaftstheorie*. München: Wilhelm Goldmann Verlag.
- Greve, Jens/Annette Schnabel/Rainer Schützeichel (Hg.), 2008: *Das Mikro-Makro-Modell der soziologischen Erklärung*. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften.
- Habermas, Jürgen, 1985: *Zur Logik der Sozialwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hall, Peter A., 2003: Aligning Ontology and Methodology in Comparative Research. In: James Mahoney/Dietrich Rueschemeyer (Hg.), *Comparative Historical Analysis in the Social Sciences*. New York: Cambridge University Press, 373–406.
- , 2008: Systematic Process Analysis. When and How to Use It. In: *European Political Science* 7, 304–317.
- Hayek, Friedrich A., 1979[1952]: *The Counter-Revolution of Science*. Indianapolis: Liberty Press.
- Hempel, Carl G., 1952: *Science, Language and Human Rights*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Hirschman, Albert O., 1977: *The Passions and the Interests*. Princeton: Princeton University Press.
- King, Gary/Robert O. Keohane/Sidney Verba, 1994: *Designing Social Inquiry. Scientific Inference in Qualitative Research*. Princeton: Princeton University Press.
- Kuhn, Thomas S., 1967: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lenk, Hans, 1995: Interpretationskonstrukte. Zur Methodologie der Sozialwissenschaften. In: *Soziologie* 24(1–2), 71–87.
- Mahoney, James, 2008: Toward a Unified Theory of Causality. In: *Comparative Political Studies* 41(4/5), 412–436.
- Mahoney, James/Erin Kimball/Kendra L. Koivu, 2009: The Logic of Historical Explanation in the Social Sciences. In: *Comparative Political Studies* 42(1), 114–146.
- Marx, Leo, 2008: The Idea of Nature in America. In: *Daedalus* Spring 2008 137(2), 8–21.
- Mayntz, Renate, 1997: *Soziale Dynamik und politische Steuerung. Theoretische und methodologische Überlegungen*. Frankfurt a.M.: Campus.

- Mayntz, Renate, 2002: Zur Theoriefähigkeit makro-sozialer Analysen. In: Renate Mayntz (Hg.), *Akteure – Mechanismen – Modelle. Zur Theoriefähigkeit makro-sozialer Analysen*. Frankfurt a.M.: Campus, 7–43.
- , 2006: Systemkohärenz, institutionelle Komplementarität und institutioneller Wandel. In: Jens Beckert et al. (Hg.), *Transformationen des Kapitalismus*. Frankfurt a.M.: Campus, 381–397.
- , 2009: Global Structures: Markets, Organizations, Networks – and Communities? In: Sigrid Quack/Marie-Laure Djelic (Hg.), *Transnational Communities*, im Erscheinen.
- Mayntz, Renate/Kurt Holm/Peter Hübner, 1969: *Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie*. Köln: Westdeutscher Verlag.
- Nagel, Ernest, 1961: *The Structure of Science. Problems in the Logic of Scientific Explanation*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Parsons, Talcott, 1951: *The Social System*. Glencoe: Free Press.
- Rheinberger, Hans-Jörg, 2006: *Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Scharpf, Fritz W., 1997: *Games Real Actors Play. Actor-Centered Institutionalism in Policy Research*. Boulder: Westview Press.
- Schütz, Alfred, 1954: Concept and Theory Formation in the Social Sciences. In: *The Journal of Philosophy* LI(9), 257–267.
- Simmel, Georg, 1958: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, 4. Auflage. Berlin: Duncker & Humblot.
- Soeffner, Hans-Georg, 2009: Die Kritik der soziologischen Vernunft. Eröffnungsvortrag auf dem 34. Soziologentag der DGS. In: *Soziologie* 38(1), 60–71.
- Söllner, Alfons, 2008: Zwischen Europa und Amerika – Hannah Arendts Wanderungen durch die politische Ideengeschichte. In: *Leviathan* 36(2), 292–310.
- Stichweh, Rudolf, 1984: *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Streeck, Wolfgang/Martin Höpner (Hg.), 2003: *Alle Macht dem Markt? Fallstudien zur Abwicklung der Deutschland AG*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Streeck, Wolfgang/Kathleen Thelen (Hg.), 2005: *Beyond Continuity. Institutional Change in Advanced Political Economies*. Oxford: Oxford University Press.
- Weber, Max, 1968a[1922]: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 3. Auflage. Tübingen: Mohr.
- , 1968b: *Methodologische Schriften*. Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Welskopp, Thomas, 2002: Die Theoriefähigkeit der Geschichtswissenschaft. In: Renate Mayntz (Hg.), *Akteure – Mechanismen – Modelle. Zur Theoriefähigkeit makro-sozialer Analysen*. Frankfurt a.M.: Campus, 61–90.